

Riccardo Bonfranchi, Renate Dünki,  
Eliane Perret

# Integration Separation Kooperation

Ein heilpädagogischer Blick  
auf Bildungschancen für Kinder und  
Jugendliche mit Behinderungen

Riccardo Bonfranchi, Renate Dünki, Eliane Perret  
Integration – Separation – Kooperation

Lehren und Lernen mit behinderten Menschen  
Band 43

Riccardo Bonfranchi, Renate Dünki, Eliane Perret

# Integration – Separation – Kooperation

Ein heilpädagogischer Blick  
auf Bildungschancen für Kinder  
und Jugendliche mit Behinderungen

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Insbesondere darf kein Teil dieses Werkes ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form (unter Verwendung elektronischer Systeme oder als Ausdruck, Fotokopie oder unter Nutzung eines anderen Vervielfältigungsverfahrens) über den persönlichen Gebrauch hinaus verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für alle in diesem Werk verwendeten Warennamen sowie Firmen- und Markenbezeichnungen können Schutzrechte bestehen, auch wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sind. Deren Verwendung in diesem Werk berechtigt nicht zu der Annahme, dass diese frei verfügbar seien.

Ein ATHENA-Titel bei wbv Publikation

© 2022 wbv Publikation  
ein Geschäftsbereich der  
wbv Media GmbH & Co. KG  
Gesamtherstellung:  
wbv Media GmbH & Co. KG, Bielefeld  
**wbv.de**

ISBN (Print) 978-3-7639-7159-6

ISBN (E-Book) 978-3-7639-7160-2

Printed in Germany

---

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

---

# Inhalt

|    |  |     |
|----|--|-----|
|    | Einleitung   | 7   |
| 1  | Kurzer Blick in die Geschichte                                       | 11  |
| 2  | Polarisierung von Sonderschulung und Integration/<br>Inklusion       | 18  |
| 3  | Sonderschulung – Praxis und Theorie                                  | 25  |
| 4  | Gleichberechtigte Teilhabe – Was heißt das in der Praxis?            | 43  |
| 5  | Gemeinsam mit den Eltern die Chance nutzen                           | 55  |
| 6  | Ethische Gesichtspunkte: für die heilpädagogische Arbeit<br>ein Muss | 61  |
| 7  | Auf dem Weg zu einem selbstbestimmten Leben                          | 65  |
| 8  | Kooperation statt Inklusion  | 78  |
| 9  | Kinder mit Verhaltens- oder Lernproblemen besser<br>verstehen        | 83  |
| 10 | Zusammenfassung oder: Was zu sagen bleibt                            | 93  |
|    | Literaturverzeichnis   | 101 |



## Einleitung

In den vergangenen Jahren stand die Integration bzw. Inklusion von Kindern und Jugendlichen mit einer Behinderung in die Regelschule sehr oft im Fokus verschiedener Bildungsdebatten. Die Frage, ob man mit diesem neuen Bildungsangebot den Bedürfnissen von Menschen mit einer Behinderung gerecht werden kann, riss Fronten auf. Die Befürworter und Befürworterinnen machten sich, bezugnehmend auf ihre Interpretation des Behindertengleichstellungsgesetzes der UNO, für ein integratives/inklusive Bildungsmodell stark. Sie legten Wert darauf, dass dieses Gesetz nur so und ausschließlich durch »eine Schule für alle« erfüllt werden könnte. Die bisher entwickelten differenzierten Förderangebote galten aus ihrer Sicht als diskriminierend und sollten abgeschafft werden. Von dieser Seite wurden auch immer wieder ökonomische Begründungen ins Spiel gebracht. Spezialisierte Schulangebote seien zu teuer, die vorhandenen Ressourcen müssten anders verteilt werden. Medial fanden recht einseitig die Argumente der Integrations-/Inklusionsbefürwortenden Raum, während die andere Seite oft als nicht ganz auf dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse beschrieben wurde. Die sog. separativen Bildungsangebote erhielten immer mehr einen negativen Beigeschmack. Das wurde unterstützt durch die Ausbildungsinhalte der Heilpädagogischen Hochschulen, die heute ihre Studierenden augenfällig für eine Tätigkeit im Arbeitsfeld der Integration/Inklusion ausbilden und ihnen deshalb nur wenig Einblick und Fachwissen für spezialisierte heilpädagogische Bildungseinrichtungen mitgeben.

Im Zuge dieser Entwicklung wurden viele der bestehenden spezialisierten Bildungsangebote aufgehoben. Welche Rolle in diesem Prozess internationale Abkommen und nationale Gesetzgebungen bzw. deren Auslegung spielen, soll später thematisiert werden. Den Eltern wurde die integrative Schulungsform als Schule der Wahl nahegelegt. Das führte dazu, dass heute ein Nebeneinander von integrativen Regelschulen, Heilpädagogischen Schulen, Privatschulen und einigen wenigen Kleinklassen besteht. Zum Teil entstehen jedoch aufgrund von negativen Erfahrungen und Schwierigkeiten in »einer Schule für alle« wieder – offen oder verdeckt – neue separative Angebote. An diesem Punkt der Diskussion stehen wir heute und es ist an der Zeit, die Entwicklung und die bisherigen Erfahrungen offen und ehrlich zu reflektieren.

## Warum wir dieses Buch geschrieben haben

Die inklusive Gesellschaft ist eine Vorstellung, die uns im Tiefsten anspricht. Wer möchte nicht, dass alle Menschen gemeinsam leben und lernen können? Wenn jedoch bei der Diskussion darüber, wie eine solche Vision umgesetzt werden kann, wichtige Zusammenhänge vernachlässigt werden, droht sie thematisch und ideologisch verengt geführt zu werden.

So gewannen wir als Heilpädagoginnen und Heilpädagogen den Eindruck, dass die Debatte über diese Fragen oft im luftleeren Raum und ohne Bezug zur Praxis stattfand. Unsere Erfahrungen blieben meist ungehört oder wurden nicht ernst genommen. Damit werden u. E. wichtige Zusammenhänge und die Komplexität der Fragestellungen ausgeblendet und auf wenige, oft dogmatisch anmutende Argumente reduziert. Mit unserem Buch möchten wir entsprechende Lücken füllen und zur Versachlichung und Überprüfung der Diskussion um die »richtige« Schulungsform beitragen. Wir vermissen dazu einen differenzierten, unvoreingenommenen Blick auf die Arbeit, die in heilpädagogischen Einrichtungen real geleistet wird, und auf das Fachwissen, das dieser zugrunde liegt. Es fehlt nach unserer Einschätzung auch der Blick auf die wissenschaftliche Entwicklung, die im Laufe der Jahrzehnte zunehmend bessere Förderansätze möglich machte – gebunden allerdings an kompetente Fachkräfte und passende Settings.

## Was Sie erwartet

In einem ersten Kapitel wird in der gebotenen Kürze die historische Entwicklung aufgerollt, die zu einer allmählichen Ausdifferenzierung der Bildungsangebote für Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen geführt hat. Sie konnten sich im Ländervergleich sehen lassen. Dann unternehmen wir als nächstes den Versuch zu klären, warum es zur Frontenbildung zwischen Separation und Integration kam. Einen gewichtigen Teil unseres Buches nehmen schließlich Beispiele aus der Praxis ein. Sie machen die Ansprüche deutlich, denen sich eine umfassende heilpädagogische Förderung stellen muss, damit die erwähnten Gleichstellungsanliegen erfüllt werden können. Die Beispiele zeigen auf, worin sich ausgehend von der Praxis eine skeptische Haltung gegenüber einer flächendeckenden Integration/Inklusion begründet. Als Klammer sei hier angemerkt, dass wir den Blick auf einen spezifischen Bereich der Heilpädagogik gerichtet haben, nämlich die Förderung von Kindern und Jugendlichen mit einer

kognitiven Beeinträchtigung. Nicht erfasst werden Menschen mit Sinnesbeeinträchtigungen (Blinde, Gehörlose) oder schweren körperlichen Einschränkungen, die nicht kognitiv behindert sind und häufig spezielle Institutionen besuchen.

Anschließend an diese Beispiele aus der Praxis Heilpädagogischer Schulen richten wir unseren Blick auf Kinder und Jugendliche mit Verhaltens- und Lernproblemen und fragen uns, ob für sie alle das integrative/inklusive Schulmodell das richtige ist und welche Fragen und Probleme sich dabei stellen. Dann legen wir unsere Schlussfolgerungen in einem zusammenfassenden Kapitel als Thesen dar und schließlich zeigen wir mögliche Perspektiven von Bildungsangeboten auf, die sich am Wohle und der Würde der von Behinderung betroffenen Menschen orientieren.

So versteht sich das Buch als Beitrag zur öffentlichen Diskussion rund um die Bildung von Menschen mit einer Behinderung und zur Frage, wie ihnen optimale Teilhabe an unserem gesellschaftlichen Zusammensein möglich gemacht werden kann. Deshalb richtet es sich nicht nur an speziell Interessierte, nicht nur an Eltern und Angehörige von Kindern mit besonderen Bedürfnissen. Nein, es bietet auch Lesestoff für in der Heilpädagogik tätige Kollegen und Kolleginnen. Dabei haben wir insbesondere auch an Neueinsteigende in das Berufsfeld der Heilpädagogik gedacht. Wichtig scheint uns auch, dass Lehrerinnen und Lehrer, die in Regelschulen unterrichten, Einblick gewinnen in die Arbeit, die in sog. separativen Einrichtungen geleistet wird. Das ergibt für sie auch die Möglichkeit zu reflektieren, ob die in ihren Klassenzimmern praktizierte integrative Schulungsform dem Recht auf Gleichstellung gerecht wird, gerecht werden kann. Das Buch richtet sich aber auch an interessierte Bürgerinnen und Bürger, die sich der Verantwortung für unsere schwächsten Mitmenschen bewusst sind, und selbstverständlich auch an Bildungsverantwortliche, die gerne den Blick über den Zaun wagen. Um sich einen eigenen Standpunkt zu einer Frage zu bilden, braucht es Information und Diskussion. Nur dann ist eine unbeeinflusste, sachbezogene Meinungsbildung möglich, die einer Demokratie würdig ist, und nur dann kann die Frage beantwortet werden, wie wir Menschen mit besonderen Bedürfnissen das ihnen zustehende Recht auf Bildung und Gleichberechtigung zugestehen können.



# 1 Kurzer Blick in die Geschichte

Ohne historische Kenntnisse und historisches Bewusstsein kann man Reformen, wie wir sie heute im Bildungsbereich antreffen, nicht verstehen. Dieser Blickwinkel ermöglicht es erst, Entwicklungen umfassender zu beurteilen und sich ein eigenständiges, informiertes Urteil zu bilden. Das schützt davor, auf Überlegungen zu setzen, die sich in der Vergangenheit als falsch oder gar verhängnisvoll erwiesen haben, und es eröffnet Perspektiven und Wege, Fehlentwicklungen zu korrigieren. Das gilt auch für aktuelle Strömungen in der Heilpädagogik. Wir bevorzugen im Folgenden den Begriff »Heilpädagogik« gegenüber »Sonderpädagogik«, weil er zum einen eine längere geschichtliche Tradition hat und u. E. eine ganzheitliche Sicht unseres Berufsauftrags widerspiegelt, wie wir ihn verstehen.

## Spurensuche

Der Umgang mit Menschen mit einer Behinderung war und ist stets vom Menschenbild geprägt und zeigt den jeweiligen Stand des Wissens, die wissenschaftlichen Präferenzen sowie die gesellschaftliche und politische Situation. Quasi als Nebenprodukte historischer Forschung haben sich dokumentarische Nachweise, Überlieferungen und Querverweise in unterschiedlichen Wissenschaften erhalten. Aus Philosophie und Sprachwissenschaften wird auf entsprechende Gesetze und Gesellschaftsentwürfe verwiesen, die Archäologie berichtet über Skelette mit Schädigungen und Spuren von Heilungsversuchen und aus Perspektive der Kunstgeschichte kann an Darstellungen ein klarer Bezug zu Menschen mit Behinderungen erkannt werden. Die Bandbreite reichte von Verehrung über Tabuisierung und Versorgung in asylähnlichen Institutionen bis hin zur Tötung behinderter Neugeborener. Man war sich also der Existenz »besonderer« Menschen schon in frühen Epochen der Menschheitsgeschichte bewusst. Erst viel später wurde auch deren gezielte Erziehung und Bildung thematisiert.

## Eigenständige Wurzeln – mutige Anfänge

Man könnte vermuten, dass die Heilpädagogik als spezialisierter Wissenschaftszweig aus einer »übergeordneten« wissenschaftlichen Disziplin, in diesem Fall der Pädagogik oder der Medizin, hervorgegangen ist. Dem ist aber nicht so. Was sich im 17./18. und deutlich dann im 19. Jahrhundert

zu entwickeln begann, geschah außerhalb dieser Wissenschaftszweige. Die ersten Bildungsinstitutionen für Behinderte entstanden auf Initiative einzelner Pionierinnen und Pioniere am Ende der Aufklärung vor über zweihundert Jahren. Zu erwähnen sind die Gehörlosenschule von Abbé *Charles Michel de l'Épée* in Paris zwischen 1760 und 1770, die Blindenschule von *Valentin Haüy* um 1774 (ebenfalls in Paris) und die Spitalschule von *André Venel* in Orbe in der Westschweiz, die 1780 gegründet wurde (Solarova 1983). Man begann sich derjenigen Menschen anzunehmen, die bis dahin »vergessen« gegangen waren, und schrieb auch ihnen einen Bildungs- und Erziehungsanspruch zu. Bereits im 17. Jahrhundert hatte die Idee Fuß gefasst, dass alle Kinder, auch behinderte, erziehungs- und bildungsbe-rechtigt und -befähigt sind. Dazu gehörten nicht nur von Behinderung betroffene, sondern auch verarmte, verwahrloste oder verwaiste Kinder und Jugendliche. Anstatt ein randständiges Dasein zu fristen, sollten sie in die Gesellschaft integriert und in einen gemeinsamen Rahmen des Zusammenlebens aufgenommen werden.

### Erziehung und Bildung für alle

Damit waren die Grundsteine für die spätere Entwicklung der Heilpädagogik gelegt.

Es ist deshalb historisch falsch, der Sonder- und Heilpädagogik vorzuwerfen, dass sie in ihren Anfängen durch Etikettierung und Desintegration zur Diskriminierung und Aussonderung behinderter Kinder und Jugendlicher beigetragen hätte. Im Gegenteil war es gerade sie, die einen wesentlichen Anteil an der Ausweitung des Erziehungs- und Bildungsbegriffes hatte, indem sie dort bildend und erziehend tätig wurde, wo sich die bestehende Pädagogik – von wenigen erfreulichen Ausnahmen abgesehen – als nicht zuständig ansah. So findet man bei *Wolfgang Ratke* (1571–1635) und *Johann Anton Comenius* (1592–1670) den Gedanken der Bildungsbedürftigkeit und Bildbarkeit *aller* Menschen beschrieben. Daran fügte sich die Überlegung an, dass für jeden Menschen die jeweils geeignete Erziehungs- und Bildungsmethode gefunden werden musste. So entstand die Heilpädagogik aus der Praxis und weitgehend außerhalb der bestehenden wissenschaftlichen pädagogischen, medizinischen und auch psychologischen Fachbereiche. Um diese Wurzeln der Heilpädagogik zu wissen, scheint uns wichtig. Wir möchten im Folgenden jedoch auf eine detaillierte historische Darstellung der Entwicklung der entsprechenden

Institutionen und der Heilpädagogik verzichteten. Darüber gibt es bereits verschiedene umfassende und lesenswerte Werke, in denen dies sorgfältig aufgearbeitet wurde (Solarova 1983; Ellger-Rütthardt 1995; Häberlin 2005; Speck 1993).

### Johann Heinrich Pestalozzi – ideelle und praktische Grundlagen

Ein spezielles Augenmerk richten wir jedoch auf die Geschichte der Heilpädagogik in der Schweiz, die sich anders als beispielsweise in Deutschland gestaltete. Hier war es *Johann Heinrich Pestalozzi* (1746–1827), der die ideellen und praktischen Grundlagen lieferte. In verschiedenen Schriften behandelte er heil- und sozialpädagogische Probleme. Entscheidend war seine ganzheitliche, von einem personalen Menschenbild geprägte Sicht. Für Pestalozzi ging es um das Schicksal des Einzelnen, das Priorität hatte. Durch Erziehung sollte das Kind mit seinen individuellen Bedürfnissen in seinem sozialen Umfeld verankert werden. Ein demokratisches Gesellschaftsmodell bot aus seiner Sicht die besten Bedingungen dazu. Pestalozzi lieferte damit die Grundlagen für die Entwicklung einer wertgeleiteten, personalen Heilpädagogik.

### Mit Kopf, Herz und Hand – praxisorientierte, seminaristische Ausbildung

Pestalozzis bekanntes Postulat von Kopf, Herz und Hand, also von Denken, Fühlen und Handeln, wurde später von *Heinrich Hanselmann* und *Paul Moor*, den Pionieren schweizerischer Heilpädagogik, als Leitlinie heilpädagogischen Denkens aufgenommen. Es prägte lange Zeit das Berufsbild und die Ausbildung in der Heilpädagogik als Schulung des Einfühlungsvermögens, gebunden an entsprechendes Fachwissen.

Die Verknüpfung von Pädagogik und Heilpädagogik war auch durch den seminaristischen Ausbildungsweg für Sonderschullehrpersonen gegeben, der eine Regelschullehrerausbildung und damals auch eine mehrjährige erfolgreiche Tätigkeit in diesem Bereich voraussetzte. Der Schwerpunkt lag auf der praktischen Ausbildung, die jedoch durch theoretische Kenntnisse untermauert wurde, die an der philosophischen Fakultät der Universität Zürich gelehrt wurden. Der erste und langjährige Rektor war Heinrich Hanselmann (1885–1960). 1931, nach der Eröffnung des ersten europäischen Universitätslehrstuhls für Heilpädagogik an der Universität Zürich, wurde er zum ersten Professor für Heilpädagogik ernannt. Spä-

ter übernahm Paul Moor (1899–1977) diese Funktion. Zwischen dem Heilpädagogischen Seminar und der Universität Zürich bestand eine enge Zusammenarbeit. Hanselmann und später sein Nachfolger verstanden Heilpädagogik als humanwissenschaftliche Disziplin und grenzten sie klar von der Medizin ab:

»Darum ist Heilpädagogik auch etwas anderes als eine blosser Kompilation [Zusammenstellung] von gewissen medizinischen und psychologischen Kenntnissen. Sie ist mehr und anders als eine blosser Addition gewisser psychotherapeutischer Methoden und pädagogischer Massnahmen.« (Hanselmann 1932, S. 17)

Hanselmann und Moor waren auch Verfasser der ersten spezialisierten Lehrbücher, die mehrfach aufgelegt und lange Zeit Grundlage der Ausbildung in Heilpädagogik waren. Die Heilpädagogik verstand sich als pädagogisches Fachgebiet, das sich durch einen ganzheitlichen Ansatz auszeichnete (und weniger durch Spezialisierung wie beispielsweise in Deutschland). Immer wieder geriet sie ins Spannungsfeld zwischen Pädagogik und Medizin, konnte aber lange Zeit der Einflussnahme letzterer widerstehen. Die These von Paul Moor, »Heilpädagogik ist Pädagogik und nichts anderes«, war grundlegend und verwies auf den erzieherischen Aspekt des Berufsauftrags, der sich an einem der europäischen Wissenschaftstradition entstammenden personalen Menschenbild orientierte. Diese Auffassung prägte auch die Arbeit von einigen weiteren, heute oft vergessenen Wegbereitern und Wegbereiterinnen einer wertgeleiteten Heilpädagogik wie *Johann Jakob Guggenbühl* (1816–1863) in Interlaken, *Paul Geheeb* (1870–1961) auf dem Hasliberg, *Hans Zulliger* (1893–1965) in Ittigen, *Mimi Scheiblauber* (1891–1968) in Zürich u. a.

### Auch in der Regelschule

In der Zwischen- und Nachkriegszeit hatte *Paul Häberlin* (1878–1960), Philosoph, Psychologe und Pädagoge, grossen Einfluss auf die Inhalte der seminaristischen Ausbildung aller Lehrpersonen. Er hatte selbst verschiedene Schriften zu heilpädagogischen Themen verfasst. Mehrere seiner Schüler wurden später Seminardirektoren. So fand die Heilpädagogik in der Ausbildung der Regelschullehrpersonen ihren Platz, eingebettet in die Fachbereiche Psychologie und Pädagogik, sodass auch die Lehrkräfte an den Regelklassen durchaus befähigt wurden, mit »schwierigen« Kindern in ihren Klassen zurechtzukommen und sie im Klassenverband zu belassen.

Natürlich war das vom persönlichen pädagogischen Geschick und manchmal auch vom Interesse der Lehrpersonen abhängig.

### In demokratischer Verantwortung

In Anlehnung an Pestalozzi war in der Schweizer Pädagogik und Heilpädagogik bis in die jüngere Zeit die »Erziehung der Erziehenden« grundlegend. Auch war es den Protagonisten und Protagonistinnen, ebenfalls in der Tradition Pestalozzis, ein Anliegen, ihr Wissen in geeigneter Form zu den Menschen zu bringen. Pestalozzi nutzte dazu die damals weit verbreiteten Volkskalender und schrieb Volksromane wie »Lienhard und Gertrud«. Häberlin und seine Schülerinnen und Schüler machten in der Zwischenkriegszeit pädagogische und heilpädagogische Themen durch Schriftenreihen und Zeitschriftenartikel einer breiten Leserschaft zugänglich. Sie waren in den Volksschulen und als Auszubildende tätig und brachten ihre Erfahrungen auch in politischen Gremien ein. Hanselmann beispielsweise betreute eine Art Eltern-Ratgeber in der Illustrierten »Blatt für alle« (sic!). Von Paul Moor sind die »Albisbrunner Schriften« bekannt, deren Name sich an das Landerziehungsheim Albisbrunn anlehnt, dessen Leitung er nach der Gründung 1931 übernommen hatte. So nahmen sie als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und Bürgerinnen und Bürger ihre demokratische Verantwortung wahr (vgl. Kobi 1984, S. 33 f.).

### Übernahme der Heilpädagogik durch die Medizin und Psychiatrie

Die seminaristische Ausbildung von Heilpädagoginnen und Heilpädagogen war in der Schweiz also lange Zeit in enger Verbindung von Praxis und Theorie gestaltet. In den letzten Jahren fand jedoch eine zunehmende Akademisierung der Ausbildung statt. An der Universität hatte bis dahin die Heilpädagogik bzw. Sonderpädagogik zumindest in Zürich keinen großen Raum eingenommen und konnte lange Zeit nur als Nebenfach (mit wenig Praxisnähe) belegt werden. 2001 wurde das Heilpädagogische Seminar Zürich geschlossen und die Ausbildung durch einen Studiengang an der neu gegründeten Hochschule für Heilpädagogik ersetzt. Zwischen 2005 und 2006 wurden in der Schweiz diese Studiengänge der Fachhochschulen als Bachelor- und Masterstudium an die »Erklärung von Bologna« angepasst. Damit hat sich die Ausbildung den europäischen und internationalen Usancen angeglichen. In den gleichen Zeitraum fallen die Bestrebungen zur Integration/Inklusion, die heute die Ausbildungsinhalte

bestimmen und im folgenden Kapitel in einem größeren Zusammenhang beleuchtet werden.

### Psychiatisierung der Heilpädagogik

Es ist hier nicht der Raum, diese Veränderung der Ausbildung zu beurteilen. Interessant ist es dennoch, um deren Wurzeln zu wissen (vgl. Bonfranchi/Perret 2021). Sie ist verbunden mit einem wenig diskutierten Paradigmenwechsel vom humanistisch-sozialwissenschaftlichen zum biologischen Menschenbild. Für die Heilpädagogik bedeutete das eine völlig neue Herangehensweise an die Problemstellungen und eine Psychiatisierung der Heilpädagogik; manche sehen deshalb heute die Heilpädagogik auch als Hilfswissenschaft der Medizin. In der praktischen heilpädagogischen Arbeit kommt seither die ICF (Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit) bzw. die ICF-CY für Kinder und Jugendliche zum Einsatz. Es ist die Entsprechung des Internationalen Psychiatrischen Diagnosesystems ICD-10. Dieses wurde 2001 von der Generalversammlung der Weltgesundheitsorganisation WHO verabschiedet und ist seither für die unterzeichnenden Staaten verbindlich.

### Forschung aus der Ferne

Diese Entwicklung wurde nicht allseits begrüßt, speziell nicht die Abwendung von einer wertgeleiteten Heilpädagogik und die Akademisierung der Heilpädagogik (und Pädagogik) als empirische, naturwissenschaftliche Disziplin. Emil E. Kobi (1935–2011), einer der großen schweizerischen Heilpädagogen, monierte in seiner direkten Art einerseits die zunehmenden »Hemmungen« im Umgang mit dem Volke«, womit er die üblicherweise als »Elfenbeinturm der Wissenschaften« bezeichnete Distanz von Forschenden zur Praxis meinte. Dann beklagte er auch unverblümt: »In der Tat wurde im pädagogischen Bereich wahrscheinlich noch nie so viel geforscht und zugleich so wenig bewirkt wie in unserer Zeit, und das Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag droht sich zunehmend zuungunsten des letzteren zu verschieben.« (Kobi 1984, S. 34)

## Mit anderen Worten

Die geschichtlichen Wurzeln der Heilpädagogik liegen in der Arbeit von Einzelnen, die sich für eine Bildung *für alle* einsetzten. Ihr Anliegen war es, auch Menschen zu Bildung und einem Platz in der Gesellschaft zu verhelfen, die bisher als randständig vernachlässigt worden waren. Darauf baute eine wertgeleitete Heilpädagogik auf, die das Kind in seiner ganzen Persönlichkeit und seiner Entwicklung in einem je individuellen und gesellschaftlichen Umfeld zu erfassen sucht. Die Lebensgeschichte des Kindes war Ausgangspunkt der heilpädagogischen Arbeit und der Erziehungs- und Beziehungsaspekt standen im Zentrum. Diese personale Auffassung des Kindes wurde bis in die 1980er-Jahre gelehrt und praktiziert. Mit dem bereits beschriebenen Paradigmenwechsel von einem personalen zu einem biologistischen Menschenbild wurde diese inhaltliche Ausrichtung der Heilpädagogik verlassen. Sie ist heute bestimmt vom angloamerikanischen Wissenschaftsraum, der die aktuellen Ausbildungsinhalte und die praktische Tätigkeit prägt.

## 2 Polarisierung von Sonderschulung<sup>1</sup> und Integration/Inklusion

### Realität der heilpädagogischen Arbeit

Konfrontative Sichtweisen in einem Arbeitsgebiet erfordern zu ihrer Klärung die Erprobung in der Praxis und immer wieder die Überprüfung des jeweiligen Standpunkts. Wie einleitend dargelegt, haben wir uns deshalb entschieden, der Darstellung von Praxisbeispielen breiten Raum zu geben. Es handelt sich dabei öfter auch um eine Gegenüberstellung von Beispielen spezieller Schulung gegenüber integrativer Schulung von Kindern und Jugendlichen mit besonderem Förderbedarf.

Die Beispiele sind langjähriger Erfahrung in der Arbeit mit Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung zu verdanken. Diese Kinder und Jugendlichen wurden in Sonderschulen gefördert. Die Arbeit dort erfordert stets sorgfältige Zusammenarbeit mit Fachleuten von Nachbardisziplinen: Es geht dabei um anspruchsvolle, öfter auch nicht kurzfristig oder einfach lösbare Probleme der fachgerechten Förderung und medizinischen oder pädagogisch-therapeutischen Therapien einzelner Kinder, die regelmäßig im Team besprochen werden.<sup>2</sup>

Oft werden Lösungen gefunden. Aber es bleiben immer wieder offene Aufgaben. Denn die Förderung ist komplex und behinderte Kinder können ihre Bedürfnisse meistens nicht direkt zum Ausdruck bringen, diese müssen immer auch aus dem Verhalten erschlossen werden. Deshalb werden stets mögliche Entwicklungsschritte beobachtet, mit den Kollegen und Kolleginnen überlegt, bei den Eltern nachgefragt. Manchmal ist es Detektivarbeit. Die Beispiele in diesem Buch zeigen das hochdifferenzierte

- 
- 1 Die Sonderschulung richtet sich an Kinder und Jugendliche mit einem dauerhaft besonderen Bildungsbedarf aufgrund ihrer spezifischen Beeinträchtigung. Der Unterricht ist auf diese Klientel abgestimmt, findet in kleinen Klassen statt und hält diverse Therapieangebote bereit.
  - 2 An der Heilpädagogischen Schule gibt es einmal medizinische, ärztlich verordnete Therapien (Physiotherapie, Ergotherapie) und weiter pädagogisch-therapeutische Therapien (Psychomotorik, Logopädie). Die Therapeutinnen und Therapeuten sind meist an der Schule angestellt und gehören zum Team. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu Primarschulen, wo eventuell auch Psychomotorik-Therapeutinnen/-Therapeuten oder Logopäden/Logopädinnen beigezogen werden, die aber i.d.R. für die spezifischen Bedürfnisse kognitiv behinderter Kinder nicht ausgebildet sind.